

i.d.R. (K)eine Regel für die Regel?

Sina Musche,
Jennifer Grüntjens

Ausgehend von der Abkürzung i.d.R. (in der Regel), geht der Beitrag dem Regelhaften in Gesellschaft und Wissenschaft auf die Spur. Dabei wirft er einen situierten und kritischen Blick auf die (versteckten) Regeln, die an Gewohnheiten und Standards gebunden sind, sowie den damit verbundenen unreflektierten Einsatz der genannten Abkürzung – und hinterfragt, wie normative Setzungen dadurch wiederholt und gefestigt werden.

Entsprechend den Eintragungen in Online-Wörterbüchern und Abkürzungsverzeichnissen bedeutet die Abkürzung **i.d.R.** (in der Regel) so viel wie *meistens*, *für gewöhnlich*, *normalerweise* und *fast immer* (Wiktionary 2020; Abkuerzungen.de o.D.; Wortbedeutung.info o.D.). Über diesen kurzen linguistischen Zugang hinausgehend, wollen wir uns assoziativ der Bedeutung der Abkürzung **i.d.R.** annähern: Wir gehen davon aus, dass diese in Texten wahrscheinlich zum Einsatz kommt, um auf bestimmte Konventionen, Normen, Gewohnheiten oder Vorschriften, auf eine Art Gesetzmäßigkeit, hinzuweisen. Eine Gesetzmäßigkeit, an die sich allgemein oder normalerweise gehalten, die beachtet und auch von weiteren Personen geteilt wird. Mit dieser Annäherung nehmen wir im folgenden Beitrag besonders in den Blick, ob **i.d.R.** zwangsläufig mit einer Form von Regeln in Verbindung steht; was diese Regeln sind, wer diese Regeln festlegt und ob es, wie die Abkürzung impliziert, immer auch etwas abseits von (*in*) der *Regel* geben muss – was dies ist und bedeutet.

Schlaglichter auf verschiedene Perspektiven

Die Suche nach der Bedeutung und den Hintergründen der Abkürzung **i.d.R.** über einschlägige Suchmaschinen sowie in wissenschaftlicher Literatur hat uns disziplinübergreifend zu einer vorläufigen Erkenntnis geführt: Obwohl es um eine Bezeichnung für etwas *Regelmäßiges*, *Gewöhnliches* und *Normales* geht, scheint es doch paradoxerweise für die Abkürzung selbst *keine* Regel zu geben. Dadurch, dass es offenbar kaum Auseinandersetzungen mit dieser in der wissenschaftlichen Praxis so selbstverständlich eingesetzten Abkürzung gibt, rückt für uns die Frage in den Mittelpunkt, ob eine so setzende Begrifflichkeit wie *in der Regel* überhaupt als Konsens betrachtet werden kann. Ist denn klar, was *die Regel* ist, sodass man diese ohne weitere Erklärung in der wissenschaftlichen Praxis einsetzen kann?

Vor diesem Hintergrund ist es uns wichtig, zu betonen, dass wir diese voraussetzende Geste eben nicht vollführen wollen; es geht uns mit diesem Beitrag keinesfalls darum, die bisher fehlende Begriffserklärung nachzuliefern und als allgemeingültig zu

verstehen. Stattdessen rücken wir den Prozess des Annäherns, des Hinterfragens und damit auch des Dekonstruierens der Abkürzung in den Fokus und befragen dabei stets unsere eigene Positionierung. Ganz im Sinne Donna Haraways (1995) soll die Situierung des Forschungsprozesses betont werden: So stellt Haraway in ihrer Auseinandersetzung mit dem Begriff der Objektivität fest, dass es kein universelles Wissen geben kann und Wissensproduktion stattdessen als politisch, verkörpert, partikular und lokal zu verstehen ist – hierfür steht ihr Begriff der *Situierung* (1995). Daraus folgt, dass es – wenn wir Haraways Gedankengang ernst nehmen – eigentlich keine Regel für **i.d.R.** geben kann. Denn jede Form der Produktion von Wissen ist an das jeweilige Subjekt gebunden, das wiederum in eigene soziale Prägungen eingebunden ist.¹ In der Praxis aber, sowohl in der wissenschaftlichen als auch in der des gesellschaftlichen Lebens, spielen Regeln eine wichtige Rolle. Dass mit den verwandten Begriffen *normalerweise* und *für gewöhnlich* starke Normativität und Kategorien erzeugt werden, die wiederum Ausschlüsse des *nicht-Gewöhnlichen* bedingen, zeigt sich in vielfältigen gesellschaftlichen Debatten – und dass eben diese normativen Setzungen immer auch in Machtgefüge eingebunden sind, ist hinreichend bekannt (Butler 2002; Foucault 1978).

An dieser Stelle wird also bereits deutlich, dass die Auseinandersetzung mit der Abkürzung **i.d.R.** auf gesamtgesellschaftliche Debatten hinweist und – so zumindest die These – Teil eben dieser ist. Schlaglichter auf angrenzende Perspektiven, auf die wir im Prozess des Recherchierens gestoßen sind, legen wir nun in Ansätzen offen. In welche Bedeutungsgefüge demnach **i.d.R.** eingebunden ist und welche Implikationen aus ihrer Verwendung folgen können, dekonstruieren wir aus unserer eigenen, situierten Perspektive.

Thomas Hobbes' Gesellschaftstheorie

Konventionen, *Gesetzmäßigkeiten* und *Normen* sind enge Verwandte des Regel-Begriffs. Da unser menschliches Zusammenleben von Regeln strukturiert wird, ist es naheliegend, sich im Rahmen obiger Zielsetzung zuerst mit der Entwicklung des geregelten, sogenannten *zivilisierten* gesellschaftlichen Lebens auseinanderzusetzen. Dieser Gedanke führt(e) zur Beschäftigung mit philosophischen Gesellschaftslehren. Der Fokus unserer ersten Annäherung soll dabei auf der Gesellschaftstheorie von Thomas Hobbes (1984) liegen, die auf der Annahme basiert, dass der Mensch planvoll und absichtsgeleitet handeln kann. Hobbes' Theorie zeichnet nach, dass dieses individualistisch zu verstehende Handeln durch

das Streben des Menschens nach „Macht, Reichtum, Wissen und Ehre“ (ebd.: 66f.) auf der einen und seiner Sehnsucht nach „Frieden und Selbsterhaltung“ (ebd.: 164) auf der anderen Seite geleitet wird. Aufschlussreich für die hier verfolgte Fragestellung ist, dass Hobbes den Zustand ohne jegliche gesellschaftliche Ordnung als *Naturzustand* bezeichnet – ein Zustand, in dem jeder Mensch anderen schaden müsse, um seinem eigenen Begehren nachzugehen. Dieser „reine Zustand der Natur“ sei dementsprechend sehr gewaltvoll: „[...] das menschliche Leben ist einsam, armselig, ekelhaft, tierisch und kurz“ (ebd.: 96). Hobbes argumentiert daraufhin (ebd.: 102), dass die Vermeidung des eigenen Todes trotz aller anderen Begehren immer das dringlichste Anliegen des Menschen sei; es sei deshalb im Interesse aller, auf das Recht der Gewaltanwendung zu verzichten und es stattdessen einer zentralen Instanz zu übertragen, sodass Frieden entstehe. Diese Zentralinstanz, die auch unter dem *Souverän* bekannt ist, kennzeichnet die Theorie. Hobbes zufolge beruhe die Gesellschaftsbildung damit auf zwei Verträgen: Im ersten, dem Gesellschaftsvertrag, müssten die Menschen zustimmen, eine „Gesellschaft zum Zwecke gegenseitiger Hilfeleistung zu bilden“ (Hobbes 1994: 84), im zweiten müssten sie sich darauf einigen, einen politischen Körper in Form eines Staates zu gründen. Die zentrale These dahinter ist klar: Gesellschaftliche Konflikte können durch die Etablierung vertragsbasierter Herrschaftsverhältnisse gelöst werden (Bonß/Dimbath/Maurer/Pelizäus/Schmid 2021). Aus Sicht dieser Gesellschaftstheorie, die bis heute rezipiert und verhandelt wird, kann es eine friedliche, funktionierende soziale Ordnung nur dann geben, wenn gewisse Regeln und Abkommen bestehen, an die sich alle Beteiligten halten (beziehungsweise die bei Nichteinhaltung vom Souverän sanktioniert werden). Weil die Menschen im *Naturzustand* keine Regeln akzeptierten, gäbe es hier ständige Übergriffe und einen „Kampf aller gegen alle“ (Hobbes 1994: 69). Hobbes' Theorie stellt jedoch nur das Grundgerüst einer Lehre über gesellschaftliche Ordnung dar. Denn Hobbes setzt sich wenig mit dem speziellen Handeln menschlicher Individuen auseinander, sondern vor allem mit den darin verankerten Normen und Gesetzmäßigkeiten. Auch daher soll – mindestens in Ergänzung, wenn nicht im Gegensatz zu Hobbes – im Folgenden *Die Goldene Regel*^F aus moralphilosophischer Sicht aufgezeigt werden.

Die Goldene Regel

Unter der *Goldenen Regel* wird seit Ende des 18. Jahrhunderts ein Moralprinzip verstanden, das in Form des Sprichworts „Was du nicht willst, daß-

[sic!] man dir tu“, das füg‘ auch keinem andern zu!“ (Hoche 1978: 357) im deutschen Sprachgebrauch zu finden ist. Es fordert, jede Person entsprechend so zu behandeln, wie man sich die Behandlung der eigenen Person an ihrer Stelle wünschen würde (ebd.; Reiner 1948).

Nach Hoche (1978) sind mit der Goldenen Regel – die primär angewendet werden kann und soll, um über ein Gedankenexperiment herauszufinden, wie in bestimmten Situationen (moralisch und ethisch) zu handeln oder zu entscheiden ist – bestimmte Vorstellungen von allgemeinen Rechten und Pflichten verbunden. Darüber hinaus hat die Goldene Regel auch mit Vorstellungen von *Angemessenheit* und *Gerechtigkeit* zu tun. Eine Person überlegt bei der Anwendung der Goldenen Regel meist nicht nur, wie sie sich ihre eigene Behandlung in der gleichen Situation wünscht, sondern auch, welches Verhalten gesellschaftlichen Normen und Regeln entsprechen würde. Im Versuch einer Anbindung an unsere Abkürzung hilft die Goldene Regel einerseits dabei, herauszufinden, wie in einer (hypothetischen) Situation *in der Regel* moralisch zu entscheiden oder zu agieren ist; andererseits gibt sie auch vor, welches Verhalten *in der Regel* angebracht beziehungsweise vertretbar ist. Handlungen oder Entscheidungen, die nach der Goldenen Regel ausgerichtet werden, könnten demnach als eine Entsprechung für ethisch und moralisch angemessenes, regelhaftes, normales und gewöhnliches Verhalten betrachtet werden.

Regeln (in) der Wissenschaft

Ein weiteres Schlaglicht, das besonders in Bezug auf den Rahmen des vorliegenden Bandes *Doing Research* für unsere Abkürzung relevant erscheint, ist die Betrachtung von Regeln in der Forschung beziehungsweise Wissenschaft. Zu den Regeln, die in der Wissenschaft³ *für gewöhnlich* befolgt werden, gehören etwa Zitierregeln, die unabdingbar für das wissenschaftliche Arbeiten sind, welches wiederum selbst regelhaften Grundsätzen folgt. Darüber hinaus könnten auch empirische Erhebungs- und Auswertungsmethoden, deren Schritt je nach Forschungsvorhaben bei einem systematischen Vorgehen im Forschungsprozess zu befolgen sind, als mindestens regelgeleitet oder gar regelhaft bezeichnet werden. Ferner lässt sich einen Schritt zurücktreten und über *Regeln* oder das *Regelhafte* in der Entwicklung der Wissenschaft(sgeschichte) selbst nachdenken.

Erstens kann dabei für wissenschaftliches Arbeiten – als Kern guter wissenschaftlicher Praxis – festgehalten werden, dass bestimmte Regeln, Anforderungen oder Techniken anzuwenden beziehungsweise

zu befolgen sind, um das Ziel von Wissenschaft und Forschung zu erreichen. Dieses Ziel ist, verkürzt, systematisch neue Erkenntnisse zu erlangen, die intersubjektiv nachvollziehbar sind (Bänsch/Alewell 2020). Regeln, die zum Erreichen dieses Zieles befolgt werden müssen, sind etwa das Formulieren und Beantworten einer Forschungsfrage – das Aufstellen von Hypothesen, vor allem in der quantitativen Forschung – oder auch (besonders für Qualifikations- und Abschlussarbeiten) die Gliederung in Einleitung, Hauptteil und Schluss (ebd.; Karasin/Ribing 2019; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014). Diese und weitere essenzielle Bestandteile wissenschaftlichen Arbeitens können als Grundlagen angesehen werden, die es *in der Regel* zu beachten gilt – Regeln, damit eine wissenschaftliche Arbeit allgemein geltenden wissenschaftlichen Ansprüchen genügt und auch zum Erkenntnisziel von Wissenschaft und Forschung beitragen kann.

Zweitens scheinen empirische Methoden, etwa der quantitativen und qualitativen Sozialforschung, so etwas wie Regeln (in) der Wissenschaft und Forschung innezuhaben. Ein Anspruch an die qualitative Sozialforschung – die hier fokussiert betrachtet werden soll – ist, dass diese (ebenso wie auch quantitative Verfahren), systematisch einer klar offengelegten Vorgehensweise folgt (Mayring 2016). Diese Vorgehensweise hängt von der Wahl der Methode ab, in der spezifische Schritte zur Analyse oder Erhebung des (Daten-)Materials angelegt sind. Diese Schritte gilt es zu dokumentieren und offenzulegen (ebd.). Mayring (2016: 145) spricht dabei vom *Gütekriterium* der Regelgeleitetheit qualitativer Forschung: Diese muss sich an festgelegte und transparent gemachte systematische Verfahrensregeln halten, um die Qualität der Analyse gewährleisten zu können. Gleichzeitig muss qualitative Forschung trotz dieser grundlegenden Regelgeleitetheit doch so offen gehandhabt werden, dass sie dem untersuchten Gegenstand gerecht werden kann. Methoden sollten folglich immer gegenstandsangemessen sein beziehungsweise verwendet werden. Sie können entsprechend modifiziert und angepasst werden – wichtig ist nur, dass dies transparent und begründet sowie intersubjektiv nachvollziehbar dargestellt wird (ebd.; Kotthaus/Neusser 2020). Die Offenlegung der methodischen Vorgehensweise ist nach Steinke (1999) ebenfalls ein Gütekriterium qualitativer Forschung. Mayring (2016: 146) nennt den Grundsatz: „Keine Regel ohne Ausnahme! Ohne Regel jedoch wird qualitative Forschung wertlos bleiben“. Nach Scholl (2016) zeichnet sich die qualitative Sozialforschung gerade durch ihre Offenheit und Flexibilität der Regelanwendung aus, um mögliche Erkenntnisse nicht einzuschränken und auf Besonderheiten im

Forschungsprozess reagieren zu können: Forschung, die auf ein tiefgreifendes *Verstehen* der sozialen Welt (und ihrem Alltag) in deren Komplexität zielt, könne, so Scholl, keinen uneingeschränkt verbindlichen Regeln folgen. Es lässt sich also festhalten, dass methodische Schritte in der empirischen (qualitativen) Sozialforschung *in der Regel* zu befolgen sind. Wichtiger als diese Regelmäßigkeit jedoch ist, dass das Vorgehen intersubjektiv nachvollziehbar, also offen und transparent, dargelegt wird und es immer auch dem Gegenstand der Forschung in seiner Komplexität angemessen ist. Sind Methoden dementsprechend mit Regeln in der Forschung gleichzusetzen oder gibt es keine Regeln? Beziehungsweise ist es in der Forschung üblich, die Regel(n) durch den jeweiligen Forschungsgegenstand bestimmen zu lassen? Werden drittens Wissenschaft und Forschung aus einer wissenschaftsgeschichtlichen (und -theoretischen) Sichtweise betrachtet, ist es ebenfalls schwierig, hier *die Regel* festzustellen (siehe auch o.O., Altenrath 2023). Die Auffassungen von Wissenschaft(s)theorie und Wissenschaftlichkeit, welche Wissenschaftsarten es gibt und wie wissenschaftliche Erkenntnisse gewonnen werden, haben sich historisch immer wieder verändert. Mit Kuhns (1970) diachronischer Perspektive auf Wissenschaft lassen sich diese Veränderungen beziehungsweise Umwälzungen in der Entwicklung von neuen Verständnissen in der Wissenschaft beschreiben und benennen (Kornmesser/Büttemeyer, 2020). Nach Kuhn wird Wissenschaft über einen gewissen Zeitraum vor einem bestimmten, allgemein geteilten und anerkannten wissenschaftlichen Erkenntnisthintergrund betrieben – etwa Annahmen, Normen und Methoden, welche er als Paradigma zusammenfasst (ebd.; Kuhn 1970). Ein vorherrschendes Paradigma ändere sich während einer *scientific revolution*, so Kuhn, der häufig prä-paradigmatischen Phasen mit weitreichenden Debatten über die Legitimität von Methoden und wissenschaftlichen Standards vorangehen. Die Phasen der wissenschaftlichen Entwicklung vollziehen sich nach Kuhn zyklisch: Zunächst befindet sich eine wissenschaftliche Disziplin in einer *vorparadigmatischen Phase*, in der sich noch kein Paradigma als vorherrschend etabliert hat. Setzt sich ein Paradigma durch, folge die Phase der *normalen Wissenschaft*. Stellt sich heraus, dass aufgrund von neuen Erkenntnissen oder Anomalien diese nicht mehr haltbar ist, komme es zu einer Krise, in der neue Paradigmen um die Etablierung konkurrieren (*Phase der außerordentlichen Wissenschaft*). Sobald sich ein Paradigma durchsetzen könne, löse es das alte ab und es komme zur wissenschaftlichen Revolution (*scientific revolution*) – ehe der Kreislauf von neuem beginnt. Kuhn beschränkt sich in seinen Aus-

fürungen hauptsächlich auf die Naturwissenschaften. In anderen Disziplinen ist es durchaus üblich, dass wissenschaftliche Positionen in einer multiparadigmatischen Struktur nebeneinander existieren (Kornmesser/Büttemeyer 2020).

Dieser kurze Blick auf die Wissenschaftsgeschichte zeigt, dass auch in der Wissenschaft selbst keine festen, nicht veränderbaren Regeln gelten. Stattdessen scheinen sich – unter Hinzuziehung von Kuhns deskriptiver Perspektive – die Wissenschaft und das Verständnis davon, was wissenschaftlich ist, immer weiterzuentwickeln sowie vorherrschende Paradigmen mit ihren Annahmen und Methoden gegenseitig abzulösen oder auch koexistieren zu können.⁴

Verflechtung der Perspektiven

In den drei oben skizzierten Schlaglichtern zeigt sich eine kleine Auswahl von möglichen Bezügen zu *i.d.R.* Auch weitere Verknüpfungen sind denkbar, etwa die zentrale Bedeutung von Regeln in Programmiersprachen oder die gänzlich andere Assoziation zur weiblichen Menstruation (häufig bezeichnet als *die Regel haben*) mit daran angrenzenden Debatten wie den Gender Studies⁵ – die hier aus Platzgründen nicht weiter ausgeführt werden können.

Es scheint bei all diesen so verschiedenen Perspektiven aber doch Gemeinsamkeiten zu geben, die auch für *i.d.R.* relevant sind: Klar geworden sein dürfte, dass es nicht *die Regel* geben kann; sondern dass es sich bei *Regeln* stets um ein Gefüge aus verschiedenen Abkommen, Konventionen und Normen handelt, aus dem menschliche und/oder gesellschaftliche Annahmen von *Normalität* – oder Aussagen wie *das ist so üblich* – hervorgehen. Allerdings scheint dieses Gefüge nur dann zu *funktionieren*, wenn es von (fast) allen beteiligten Akteur*innen gekannt, akzeptiert und befolgt wird.⁶ Durch diese, den Vorgaben entsprechenden Handlungen der Teilnehmenden werden die *Regeln* ständig reproduziert und performativ neu hervorgebracht. In der Folge werden sie zu einem festen Teil des Zusammenlebens. Das gilt ebenso für gesellschaftliche Normen und Werte: Nur solche Werte, die von vielen Menschen reproduziert und gewisser Weise *performs* werden, halten sich in der Gesellschaft. Und auf einer anderen Ebene trifft dies auch auf die Regeln in der Wissenschaft zu: Nur wenn bestimmte geteilte Standards, Methoden oder Arbeitsschritte befolgt werden, wird Wissen als wissenschaftlich aufgefasst und Erkenntnis wiederum zur überprüfbareren *Wahrheit*. Auch wenn die Sachlage für *die Wissenschaft* – gerade, wenn man sie in Richtung nachprüfbarer und nachvollziehbarer Berechnungen, Beobachtungen und Interpretationen wendet – als weitaus komplexer angesehen werden muss,

etabliert sich selbst *die Wissenschaft* durch eine reproduzierende Praxis.⁷ Folgt man diesen Gedankengängen weiter, erschließt sich ebenso, dass solch ein Gefüge von Regeln nicht nur auf Konsens und Freiwilligkeit beruht. Stattdessen geht es um *normative*, gesellschaftlich implizierte Handlungsanweisungen. Durch die permanente Verflechtung der verschiedenen wirksamen Regeln entstehen Anordnungen und Anforderungen – und diese produzieren durch ihren normativen Charakter wiederum Machthierarchien. Jede etablierte Regel scheint – so würden wir zum jetzigen Stand festhalten – in Machtverhältnisse eingebunden, mit denen auch Ausschlüsse einhergehen: etwa, indem Personen oder auch Prozesse und Vorgehensweisen eben nicht zur Regel, zum Normalen gehören.

Gewohnheiten hinterfragen?

Indem nun, vor allem in der wissenschaftlichen Praxis, *i.d.R.* recht unüberlegt und kontextlos eingesetzt wird, entsteht ein Paradoxon. Wenn es eben für *in der Regel keine* Regel gibt und sich an die Abkürzung zugleich starke Setzungen und normative Einbettungen anschließen, warum ist es dann üblich, diese in der so regelgeleiteten Wissenschaftspraxis unhinterfragt einzusetzen?

Diese Frage bleibt für uns ungeklärt. Im Rahmen *unseres* Forschungsprozesses, in den auch unsere eigenen Vorannahmen und Verstrickungen mit Normen und Werten sowie mit unserer wissenschaftlichen Praxis eingebunden sind, haben wir uns dennoch an die Abkürzung annähern können. Es fällt vor allem die Facettenhaftigkeit und Perspektivenvielfalt auf, mit der an die Bezeichnung herangetreten werden kann. Während das Regelverständnis in der Philosophie häufig ein grundlegend gesellschaftliches ist und die Regeln in der Wissenschaft ihre ganz eigene (Wissens-)Geschichte haben, geht es bei dem praktischen Einsatz von *i.d.R.* doch auch darum, eine verallgemeinernde Aussage zu treffen und sich nicht auf eine präzise Formulierung festlegen zu müssen. In diesem Sinne wird durch die Abkürzung der große dahinterliegende Diskurs, was *in aller Regel* als *gewöhnlich* gilt, vereinfacht. Das mag in einigen Fällen gerechtfertigt sein – einen unüberlegten, unreflektierten Umgang betrachten wir aber als problematisch, denn eine solche Praxis negiert, dass jede Regel, und damit auch *i.d.R.*, in Machtstrukturen eingebunden ist (Foucault 1978; Buttler 2002), wodurch der Einsatz selbst einer so kurzen Abkürzung bereits zu Ausschlüssen und Kategorienbildungen führen kann. Über die Verwendung der Abkürzung in disziplinübergreifenden, wissenschaftlichen Texten werden diese Mechanismen reproduziert und ge-

stärkt – ebenso, wie sich auch Regeln und Normen in der Gesellschaft durch Wiederholung festsetzen. Welche Konsequenzen ziehen wir? Verwenden wir **i.d.R.** nicht mehr? In den letzten Jahrzehnten haben sich Inter- und Transdisziplinarität (oder auch künstlerische Forschung⁸) als gängige wissenschaftliche Forschungsprinzipien durchgesetzt und gefestigt. Dies zeigt nicht zuletzt, dass Wissenschaft und Forschung nur dann nachhaltig sind und ihr volles Potenzial entfalten können, wenn sie in ihren Theorien, Themen und Methoden nicht (durch feste Regeln) eingeschränkt werden – sondern sich bewegen können und müssen, um gesellschaftlichen Ansprüchen und Veränderungen genügen zu können (Mittelstraß 2018; 2012). Was würde passieren, wenn wir uns, statt mit **i.d.R.** einen Freiraum in der Auslegung unserer Aussagen zu schaffen, immer festlegen und positionieren? Können wir Regeln auch *über Bord werfen* und ignorieren? Uns regen diese weiterführenden Fragen zum Nachdenken und Forschen darüber an, welche unhinterfragten Regeln es (im System) Wissenschaft gibt, welche wir darin erzeugen und in der Tradition ihrer stetigen Entwicklung sichtbar machen – und schließlich aufbrechen wollen und sollten.

Anmerkungen

- 1 Haraway (1995: 85f.) bezieht sich hierbei sowohl auf die Perspektiven von Forschenden, denen sie eine Standortgebundenheit zuordnet, als auch auf das sogenannte *verkörperte Wissen*, das sich auf die Annahme bezieht, dass körperliche Eigenschaften die Lebenserfahrung beeinflussen und die Welt somit immer aus unterschiedlichen Positionen heraus wahrgenommen wird.
- 2 Die *Goldene Regel* ist außerdem einer der ersten Suchtreffer, der uns bei der Recherche nach i.d.R. begegnet ist.
- 3 Von *den Regeln* in der Wissenschaft zu sprechen ist unter Umständen nicht ganz passend. So unterscheiden sich die einzelnen Fachwissenschaften in ihren Methoden, Theorien und Gegenständen teils stark voneinander – wenn ihnen auch gemein ist, anerkannte Methoden zur Erkenntnisgewinnung zu nutzen. Unsere Perspektive prägt in diesem Beitrag unsere sozial- und erziehungswissenschaftliche Verortung.
- 4 So hat es etwa einige Zeit gedauert, bis die Sozialwissenschaften und ihre Forschungsmethoden als *wissenschaftlich* anerkannt wurden (Eisner 1981). Auch die (inzwischen weitgehend beigelegte) Debatte zwischen qualitativer und quantitativer Forschung ist ein Beispiel für die unaufhörliche Weiterentwicklung (in) der Wissenschaft (Kelle 2008).
- 5 So ist es eben nicht unbedingt eine Regel, die *Regel* zu bekommen – schließlich menstruieren längst nicht alle Frauen, und jene, die es tun, erleben dies häufig als *nicht-regelmäßig*. Gleichzeitig setzt eine *weibliche Regel* feste Kategorien von männlich*weiblich voraus und ignoriert etwa genderfluide, trans* oder intersexuelle Personen.
- 6 Aus aktuellem Anlass sei hier der offensichtliche Bezug zur Covid-19-Pandemie zu nennen: Die komplexen Regeln und Vorgaben während der Pandemie funktionierten erwiesenermaßen nicht einzeln, sondern nur als Gefüge – und logischerweise auch nur dann, wenn sie der überwiegende Teil der Bevölkerung mitträgt.
- 7 So sind auch existierende Ratgeber und Vorgaben nur daraus entstanden, dass sich Regeln über lange Zeit durch die performativen Handlungen wissenschaftlich Tätiger ausgebildet haben.
- 8 Gerade künstlerische Forschung kann zur Generierung von Erkenntnissen beitragen, die mit Methoden *klassischer* Forschung nicht artikuliert oder erfasst werden können (Badura 2013).

Referenzen

- Abkuerzungen.de (o.D.). i.d.R. URL: abkuerzungen.de/result.php?searchterm=IDR [30.04.2021]
- Altenrath, Maïke (2023). o.O. In Sandra Hofhues/Konstanze Schütze (Hg.), *Doing Research*. Bielefeld: Transcript, 328–337.
- Badura, Jens (2013). Explorative Strategien. Anmerkungen zur Künstlerischen Forschung. *What's next*. URL: whatsnext.net/005 [08.09.2021]
- Bänsch, Axel/Alewell, Dorothea (2020). *Wissenschaftliches Arbeiten*. München: De Gruyter Oldenbourg.
- Bojanowski, Jochen (2014). Rationales Wollen. Über das Verhältnis von Kategorischem Imperativ und Goldener Regel. In Mario Egger (Hrsg.), *Philosophie nach Kant. Neue Wege zum Verständnis von Kants Transzendental- und Moralphilosophie*. Berlin: De Gruyter, 212–221.
- Bonß, Wolfgang/Dimbath, Oliver/Maurer, Andrea/Pelizäus, Helga/Schmid, Michael (2021). *Gesellschaftstheorie. Eine Einführung*. Stuttgart: utb.
- Butler, Judith (2002). *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Eisner, Elliot W. (1981). On the Difference between Scientific and Artistic Approaches to Qualitative Research. *Review of Research in Visual Arts Education*, 13, 1–9.
- Foucault, Michel (1978). *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve.
- Haraway, Donna (1995). Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In Dies. (Hg.), *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/Main: Campus, 73–97.
- Hobbes, Thomas (1651/1984). *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hobbes, Thomas (1642/1658/1994). *Elemente der Philosophie. Zweite und dritte Abteilung: Vom Menschen und Vom Bürger*. Hamburg: Felix Meiner.
- Hoche, Hans-Ulrich (1978). Die Goldene Regel. Neue Aspekte eines alten Moralprinzips. *Zeitschrift für philosophische Forschung*, 32(3), 355–375.
- Karmasin, Matthias/Ribing, Rainer (2019). *Die Gestaltung wissenschaftlicher Arbeiten. Ein Leitfaden für Facharbeit/VWA, Seminararbeiten, Bachelor-, Master-, Magister- und Diplomarbeiten sowie Dissertationen*. 10. Aufl. Stuttgart: UTB.
- Kelle, Udo (2008). Qualitative vs. Quantitative Forschung. Die Debatte. In Dies. (Hg.), *Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: VS, 25–55.
- Kornmesser, Stephan/Büttemeyer, Wilhelm (2020). *Wissenschaftstheorie. Eine Einführung*. Berlin: Metzler.
- Kotthaus, Jochem/Neusser, Ken-Michael (2020). Welche Methoden empirischer Sozialforschung gibt es. In Jochem Kotthaus (Hg.), *FAQ Methoden der empirischen Sozialforschung für die Soziale Arbeit und andere Sozialberufe*. Opladen: Budrich, 47–53.
- Kuhn, Thomas Samuel (1970). *The Structure of Scientific Revolutions*. 2. Aufl. Chicago: University of Chicago Press.
- Mayring, Philipp (2016). *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zum qualitativen Denken*. 6. Aufl. Weinheim: Beltz.
- Mittelstraß, Jürgen (2012). Transdisziplinarität. Oder: von der schwachen zur starken Interdisziplinarität. *Gegenworte – Hefte für den Disput über Wissen*, 28, 11–13.
- Mittelstraß, Jürgen (2018). Forschung und Gesellschaft. Von theoretischer und praktischer Transdisziplinarität. *GAIA – Ecological Perspectives for Science and Society*, 27(2), 201–204.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2014). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 4. Aufl. München: Oldenbourg Verlag.
- Reiner, Hans (1948). Die ‚Goldene Regel‘. *Zeitschrift für philosophische Forschung*, 3(1), 74–105.
- Scholl, Armin (2016). Die Logik qualitativer Methoden in der Kommunikationswissenschaft. In Stefanie Averbäck-Lietz/Michael Meyen (Hg.), *Handbuch nicht standardisierter Methoden in der Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden: Springer, 17–32.
- Steinke, Ines (1999). *Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung*. Weinheim: Juventa.
- Wiktionary (2020). In der Regel. URL: de.wiktionary.org/wiki/in_der_Regel [30.04.2021]
- Wortbedeutung.info (o.D.). i.d.R. URL: wortbedeutung.info/i_d_R/ [30.04.2021]

